

DER NR.-1-BESTSELLER WELTWEIT

RICHARD

BRANSON

LOSING MY VIRGINITY

Die Autobiografie

FBV

so nahe war, dachte ich, es sei besser, dieses Buch jetzt zu schreiben für den Fall, dass mich mein Schutzengel bei meinem nächsten Versuch im Stich lässt. Ähnlich wie bei meinen Ballonfahrten ging es während meiner ersten 43 Lebens- und Berufsjahre immer ums Überleben. Dieses Buch endet mit Virgin Atlantics außergewöhnlichem Sieg über British Airways im Januar 1993. Knapp ein Jahr zuvor war ich gezwungen, Virgin Music zu verkaufen und erreichte damit den Tiefpunkt meiner beruflichen Karriere. Der Sieg über British Airways war der Wendepunkt für Virgin. Allen Widerständen zum Trotz hatte ich 43 Jahre lang überlebt und zum ersten Mal in meinem Leben Geld zur Verfügung. Wir wollten viele Träume verwirklichen, und ich begann zu erkennen, was wir mit Virgin erreichen könnten. *Wie* wir diese Träume erfüllen, wird Gegenstand des nächsten Buches sein. Hier geht es zunächst einmal darum, wie es uns mit Hängen und Würgen gelang, so lange zu überleben, bis wir diesen Punkt erreichten.

Als ich nach einem Titel für dieses Buch suchte, meinte David Tait, der die Aktivitäten von Virgin Atlantic in den USA leitet, ich solle es *Virgin: Die Kunst der Geschäftsstrategie und der Wettbewerbsanalyse* nennen. »Nicht schlecht«, meinte ich nachdenklich, »aber ich bin mir nicht sicher, ob das den richtigen Pepp hat.«

»Natürlich«, fuhr er fort, »würde der Untertitel lauten: *Augen zu und durch!*«

KAPITEL 1

IN UNSERER FAMILIE HÄTTEN WIR ALLES FÜREINANDER GETAN

1950 bis 1963

Die Erinnerung an meine Kindheit ist inzwischen etwas verblasst, doch einige herausragende Ereignisse sind mir im Gedächtnis geblieben. Ich weiß noch, dass meine Eltern uns pausenlos vor neue Herausforderungen stellten. Meine Mutter war entschlossen, uns zu unabhängigen Menschen zu erziehen. Als ich vier Jahre alt war, hielt sie das Auto einige Kilometer von zu Hause entfernt an und zwang mich, selbst meinen Heimweg über die Felder zu suchen. Ich verirrte mich hoffnungslos. Das Erste, an das sich meine jüngste Schwester Vanessa erinnert, war, wie sie eines Morgens im Januar in der Dunkelheit geweckt wurde, weil meine Mutter beschlossen hatte, dass ich an jenem Tag nach Bournemouth radeln sollte. Mum packte mir ein paar Sandwiches und einen Apfel ein und erklärte, Wasser müsse ich mir unterwegs selbst beschaffen. Bournemouth war 80 Kilometer entfernt von unserem Haus in Shamley Green in Surrey. Ich war noch keine zwölf Jahre alt, aber Mum dachte, dieses Abenteuer würde mir zeigen, wie wichtig

Durchhaltevermögen und ein guter Orientierungssinn sind. Ich kann mich vage erinnern, wie ich in der Dunkelheit aufbrach und die nächste Nacht bei Verwandten verbrachte. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie ich ihr Haus fand und am nächsten Tag wieder nach Shamley Green zurückfuhr, aber ich weiß noch gut, wie ich schließlich wie ein siegreicher Held in unsere Küche spazierte, ungemein stolz auf meinen Radmarathon war und einen begeisterten Empfang erwartete.

»Gut gemacht, Ricky«, sagte meine Mutter. Sie war gerade beim Zwiebelschneiden. »Hat's Spaß gemacht? Könntest du bitte gleich zum Pfarrer hinüberlaufen? Er bräuchte jemanden, der ihm etwas Holz hackt, und ich habe gesagt, dass du jeden Augenblick zurückkommen würdest.«

Unsere Herausforderungen waren eher körperlicher als intellektueller Natur. Schon bald begannen wir, sie uns selbst zu suchen. So erinnere ich mich etwa daran, wie ich schwimmen lernte. Ich war vier oder fünf, und wir verbrachten mit den Schwestern meines Vaters, Tante Joyce und Tante Wendy, und Wendys Mann, Onkel Joe, unsere Ferien in Devon. Tante Joyce mochte ich besonders gerne. Zu Beginn der Ferien hatte sie mit mir um 10 Schilling gewettet, dass ich nicht bis zum Ende der zwei Ferienwochen schwimmen lernen könne. Stundenlang kämpfte ich im Meer gegen eiskalte Wellen an, doch am letzten Ferientag konnte ich immer noch nicht richtig schwimmen. Ich paddelte nur und hüpfte dabei mit einem Fuß auf dem Boden. Ich tauchte in die Wellen, bevor ich spuckend wieder an die Oberfläche kam und versuchte, möglichst wenig Meerwasser zu schlucken.

»Macht nichts, Ricky«, tröstete mich Tante Joyce. »Nächstes Jahr klappt's bestimmt.«

Aber ich war fest entschlossen, nicht so lange zu warten. Tante Joyce hatte mit mir eine Wette abgeschlossen, und ich bezweifelte, dass sie sich im nächsten Jahr noch daran erinnern würde. An unserem letzten Tag standen wir früh auf, packten die Autos und brachen zur zwölfstündigen Heimfahrt auf. Die Straßen waren schmal, unsere Wagen langsam und der Tag heiß. Alle wollten möglichst schnell nach Hause. Während der Fahrt entdeckte ich einen Fluss.

»Daddy, könntest du bitte anhalten?«, bat ich.

Der Fluss war meine letzte Chance: Ich war sicher, dass ich schwimmen und die Wette mit Tante Joyce gewinnen konnte.

»Bitte halt an!«, rief ich.

Mein Vater blickte in den Rückspiegel und fuhr langsam an den Straßenrand.

»Was ist los?«, fragte Tante Wendy, als wir alle aus dem Wagen kletterten.

»Ricky hat den Fluss dort unten gesehen«, erklärte Mum. »Er möchte ein letztes Mal versuchen zu schwimmen.«

»Wollen wir nicht alle möglichst schnell heim?«, jammerte Tante Wendy.

»Die Reise ist so furchtbar lang.«

»Komm schon, Wendy. Gib dem Jungen noch eine Chance«, meinte Tante Joyce. »Schließlich sind es meine zehn Schilling.«

Ich riss mir die Kleider vom Leib und rannte in Unterhosen zum Flussufer hinunter. Ich wagte nicht stehenzubleiben für den Fall, dass sie ihre Meinung änderten. Als ich ans Ufer kam, hatte ich ziemliche Angst. In der Mitte des Flusses sprang das Wasser in einem Strom von Blasen über die Felsen. Ich fand eine von Kühen niedergedrampelte Stelle und watete in die Strömung. Schlamm hing zwischen meinen Zehen. Ich drehte mich um. Onkel Joe, Tante Wendy und Tante Joyce, meine Eltern und meine Schwester Lindi sahen mir zu: die Damen in geblühten Kleidern, die Herren in Sportjackets und Krawatten. Dad zündete seine Pfeife an und setzte eine völlig unbeteiligte Miene auf; Mum lächelte wie üblich ermutigend. Ich holte tief Luft und sprang in die Strömung, spürte aber sofort, wie ich sank und meine Beine hilflos im Wasser zappelten. Die Strömung warf mich hin und her, zerrte an meiner Unterhose und riss mich flussabwärts. Ich bekam keine Luft und schluckte Wasser. Ich versuchte, an die Oberfläche zu gelangen, fand aber keinen Halt. All mein Strampeln und Zappeln half nichts. Dann fand mein Fuß einen Stein, und ich stieß mich mit aller Kraft ab. Ich kam wieder an die Oberfläche und holte tief Luft. Das brachte mich wieder ins Gleichgewicht. Ich wurde ruhiger. Ich musste unbedingt diese zehn Schilling gewinnen. Ich trat langsam Wasser, breitete meine Arme aus und stellte fest, dass ich auf der Wasseroberfläche schwamm. Zwischendurch tauchte ich zwar immer noch unter, doch plötzlich war eine Last von mir abgefallen: Ich konnte schwimmen. Mir war gleichgültig, dass mich der Fluss mitriss. Ich schwamm triumphierend hinaus in die Mitte der Strömung. Über dem Rauschen und Gluckern des Wassers hörte ich, wie meine Familie applaudierte und jubelte. Nachdem ich eine schiefe Kreisbahn geschwommen war